

# Für drei Tage blick

## Von fast allen Traditionen entfernt

Philip Catherine: Glückliche Momente und wenig Dezent

Es war das, ich weiß nicht wievielte Erdinger Turnhallen-Konzert. In einer Akustik, die jeden eingefleischten Jazz-Enthusiasten auf den musikalischen Gnadentod durch Stromausfall hoffen läßt. In einer Umgebung, die nach mehreren Stunden Schwerkraft hervorrufft. In einem Sporttempel, der keinen gesunden Geist, sondern Kopfschmerzen produziert. In einem Klima, das mal südlich schwül, dann wieder nordöstlich frostig ist. Kurz gesagt: inmitten einer Zumutung. Und trotzdem durften wir den virtuosen Philip Catherine und seine beiden farbigen Mitstreiter erleben. War es die Umgebung, die ihn zunehmend aus Konzept und Konzentration brachte?

Nun, am Star der 1. Erdinger Jazztage sollte und dürfte es eigentlich nicht gelegen haben. Er bot ein abwechslungsreiches, ein farbiges Programm. Daß er trotz prächtiger Kommunikation mit dem Publikum bis zum Ende den halben Saal leerspielte, ließ sich nicht vermeiden. Doch bleiben wir zuerst einmal bei den glücklichen Momenten dieser fast zweistündigen Spitzenleistung.

Philip Catherine, der Londoner mit belgischem Stammbaum, ist ein begehrter Fusion-Gitarrist. Seine phantastisch fruchtbare Begegnung mit dem Guru von der amerikanischen Ostküste, mit Larry Coryell, wurde mit dicken Lettern in der Jazz-Geschichte festgehalten. Als gelungenes Katz- und Maus-Spiel durch die verschiedenen, zum Teil extrem gegensätzlichen Strömungen des heutigen Jazz.

Also war die Spannung vor dem Auftritt des 38jährigen Jungen keineswegs künstlich. Er kam und zupfte sich zuerst einmal alleine durch die Saiten. Michael Gibb's „Unergolf“ war vernehmlich aus dem Spanischen entlehnt und barg die Merkmale der alten iberischen Komponisten in sich. Eine andere Seite des Vielseitigen bilde-

ten die beiden Stücke mit Gitarre und Tonband. Philip Catherine nahm den Wettkampf mit der Maschine auf. Er wurde in den Delta-Blues getetzt und landete dort, wo er heute daheim ist, beim harten Jazz-Rock. Die Betonung liegt auf Rock.

Improvisationen erwiesen sich an dieser Stelle als ausgesprochen schwierig, da Takte und zeiten feststanden und nicht verändert werden konnten. Philip Catherine hat, wie er später im Gespräch mitteilte, allein gespielt, um „ein Beispiel zu geben, was ich mir unter Musik vorstelle“. Also Subtiles und Filigranes, lärmende und chaotische Passagen.

Da war zur näheren Bestimmung Catherines dieses atemberaubende Zusammenspiel mit John Lee — er kommt auch von Coryell — und dem alten Corea-Kumpanen Gerry Brown erforderlich. Das Tempo wurde rasant, die Perfektion in den ersten beiden Dritteln unnachahmlich. Hier ein gefühlvoller Blues mit *Slowhand* Catherine, dort überläute Knalleffekte. Beim Blues behielten Catherine und Co. das Element im Griff, gleichsam die Seele des Jazz. Im Rock verloren sie sich manchmal und ersetzten durch Dynamik, was ihnen an Melodik und Harmonik verlorenging.

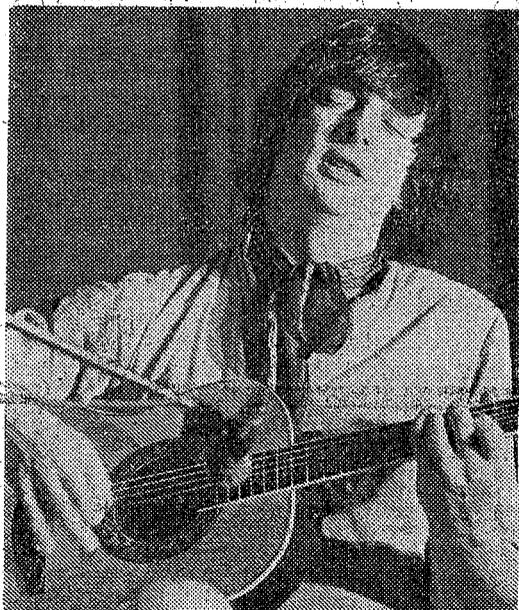
Daß ihn dabei Drummer Gerry Brown, ein Ausgefuchster aus der New Yorker Szene, zeitweise überholte, schien das Selbstbewußtsein des Stars Catherine nicht anzuknacksen. Brown ist nun mal eine Wucht mit Stöcken. Er wirbelt auf und akzentuiert. Er verharrt mit stechendem Blick auf dem Becken und drischt und drischt. Soulbruder Brown ist zugleich der größere Showmann, ein wahrer Jongleur.

Neben dem trommelnden Berserker fällt Bassist John Lee kaum auf. Er geht halt ruhig seiner Arbeit nach und gehorcht dem sich neben ihm dehnenden und streckenden Meister. Ein rascher Break, Tempowechsel, Break, Melodienwechsel. Das Ergebnis ist bestechend. Keiner rüttelt am alten Schema: Thema — Soli — Thema. Denn Musik, die sich weit von der Tradition entfernt hat — der heilige Satchmo wäre entsetzt — muß sich ja auch verkaufen lassen.

Die elektronische Verstärkung wird gewöhnlich dazu gebraucht, um die Intonation des Instruments flexibler, die melodischen Linien weitertragender zu gestalten. Hier wurde aber — auch bei den folgenden akustischen Gitarren — eine zusätzliche Grenze überschritten, die Schallmauer. Wer die Phonstärke in diesem kleinen Raum überleben durfte, weiß, wie Statistiken über Hörfehler zustande kommen und wovon HNO-Mediziner leben.

Irgendwo wurde im letzten, im experimentellen Teil, Hendrix zehäckt, jaulte John McLaughlin auf und wollte eine Kirchenorgel zu Wort kommen. Manchmal hätte man sich gerade hier Catherines Spiel verhaltener, seine Harmonisierung dezenter gewünscht. Denn er begibt sich ohne Not in die Gefahr, über alle Köpfe hinwegzuklampfen. Als die Fehlgriffe zunahmen, war das 38. Catherine-Konzert in sechs Wochen dem Ende nahe. „Musik machen ist wie Liebe machen“, sagte er später. Und Liebe ist auch ein Mysterium.

WILHELM DIETL



WETTKAMPF MIT DER MASCHINE: Philip Catherine.